

DAS BUCH

Als Francesca Hattons geliebter Großvater auf seinem einsam gelegenen Anwesen stirbt, findet sie in seinem Nachlass einen anonymen Brief, in dem der Verstorbene als Mörder bezeichnet wird. Kurz danach taucht auf dem Landsitz ein Mann auf, der behauptet, Francescas Großvater habe seine Mutter ermordet. Deren Leiche aber wurde bis heute nicht gefunden sondern nur ihr blutgetränkter Schal. Am Tag der Beerdigung werden weitere Beschuldigungen gegen Francescas Großvater erhoben. Im Zentrum steht immer ein ominöser weißer Stein, der in einem abgelegenen Garten liegt, in dem Francesca früher oft gespielt hatte. Dieser Stein soll laut Testament nach Schottland geschafft werden, um endlich die Vergangenheit der Familie zur Ruhe kommen zu lassen.

DER AUTOR

Charles Todd lebt in London. Er wurde mit dem »Edgar« ausgezeichnet und war bereits drei Mal »Autor des Jahres« der »New York Times«.

LIEFERBARE TITEL

Flügel aus Feuer – Der Schatten des Teufels – Auf dünnem Eis – Schwarze Spiegel – Zeit der Raben – Kalte Hölle – Die zweite Stimme – Dunkle Spuren – Stumme Geister

CHARLES TODD

KALT WIE STEIN

Aus dem Englischen von
Helmut Gerstberger

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE MURDER STONE erschien 2003
bei Bantam Dell, New York

Deutsche Erstausgabe 12/2009
Copyright © 2003 by Charles Todd
Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagillustration: © Wilfried Krecichwost / Getty Images
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
eISBN: 978-3-641-17302-9

Für Kate Miciak,
deren Buch dies ist ...

Personen

DIE HATTONS VOM RIVER'S END HAUS

Francesca Hatton – Hauptfigur, eine junge Frau, die während der ersten Kriegsjahre in London als Rotkreuzhelferin in den von der Küste eintreffenden Zügen mit Verwundeten gearbeitet hat; ausgebrannt kehrt sie nach Hause ins Valley zurück, als ihr Großvater einen Schlaganfall erleidet.

Francis Hatton – der in der Abgeschiedenheit des Exe Valley gelebt hat. Nach seinem Tod entdeckt Francesca, dass er möglicherweise ein völlig anderer Mensch gewesen sein könnte, als der liebevolle Großvater, an den sie sich erinnert.

Francescas verstorbene Eltern – Edward war ein notorischer Spieler, der in Schwierigkeiten geriet und ins Exil nach Kanada verbannt wurde, wo er und seine Frau bei einem Verkehrsunfall ums Leben kamen und eine kleine Tochter zurückließen. Oder etwa doch nicht?

Francescas Onkel und Tante – Tristan und Margaret Hatton, die nur selten ins Valley kamen, doch viele Söhne hatten. Sie starben in Hampshire – oder wurden sie ermordet?

Francescas Vettern

Simon, der Krieger, der Kriegsspiele liebte und dann in den wirklichen Krieg zog, nur um zu sterben. Er war es, der den weißen Stein im Garten Mordstein nannte.

Robin, der Pragmatiker, der immer für alles Erklärungen suchte. Hat er im Krieg, bevor er starb, das Elend gesehen, wie es wirklich war?

Peter, der Ingenieur, der die Requisiten für alle ihre Spiele bastelte und dann im Krieg Sappeur wurde und einen schrecklichen Tod starb, als einer der Tunnels, die er grub, über ihm einstürzte.

Freddy, der Musiker, dessen Talent in den Schrecken des Krieges zum Schweigen gebracht wurde.

Und Harry, der Charmeur, der Jüngste und jedermanns Liebling, der als Letzter während der ersten Wochen der Offensive an der Somme starb.

Mr Gregory – der Hauslehrer der Kinder.

Mrs Lane – jahrelang Haushälterin in **River's End**, die jetzt im Dorf wohnt und jeden Tag zum Saubermachen und Kochen kommt.

Wiggins, der schon seit langem verstorbene Torwächter und Gärtner.

Bill Trelawny, der Kutscher – der der Familie sein ganzes Leben lang diente und Francis Hatton treu ergeben ist.

Bills Schwester Beth Trelawny – die bereits in Francis Hattons Jugend starb.

Tyler – der alte Hund, der Francis Hatton gehört hatte.

DIE EINWOHNER VON HURLEY – des kleinen Weilers an der Brücke über den Exe River, nur einen Steinwurf von den Toren von River's End entfernt.

William Stevens – der junge, im Krieg verwundete Pfarrer der St. Mary Magdalena Kirche und der erklärte Favorit des Dorfes, Miss Francesca zu heiraten.

Mrs Horner – Haushälterin im Pfarrhaus und Nachbarin von Mrs Lane.

»**Tardy**« **Horner** – ihr Ehemann und Totengräber, der immer zu spät dran ist.

Mr Chatham – der ehemalige Pfarrer, der inzwischen pensioniert ist und in der Nähe von Exemouth am Meer wohnt.

Miss Trotter – die alte Frau, die allein in einem Cottage jenseits der Kirche lebt und Arzneien und ihren Rat mit derselben Vitalität und Überzeugungskraft anbietet, wie dies viele wunderliche Menschen in der Vergangenheit getan haben.

Daisy Barton – ein ums Leben gekommenes Dienstmädchen, das Mr Hattons Mitleid erweckte.

Mrs Markley – eine weitere Einwohnerin des Valley.

Betsy Henley – ein Kind aus dem Valley.

Mrs Tallon, Ehemann George und Tochter Mary – eine wohlhabende Familie des Valley auf der anderen Seite des Hügels.

Mrs Danner – die Frau des Kirchendieners.

Tommy Higby – der eine Kuh hütete, die vor seinen Augen auf **Mrs Stoners** Farm erschossen wurde.

AUSSERHALB DES VALLEY

Dr. Nealy – der in Tiverton wohnt und nach Hurley kommt, wenn er gerufen wird.

Miss Honneycutt – die Krankenschwester, die er während der letzten Tage von Francis Hattons Siechtum bereitstellte.

Mr Branscombe, aus Exeter – der Familienanwalt der Hattons, dessen Familie seit Generationen im Dienst der Hattons stand.

DIE FAMILIE DER LEIGHTONS – aus Sussex

Richard Leighton – im Krieg verwundet, sucht das Grab seiner verschwundenen Mutter.

Thomas Leighton – sein Vater, der wieder geheiratet und eine Tochter hat.

Victoria Alice Woodward MacPherson Leighton – die verschwundene Ehefrau und Mutter, die für tot gehalten wird.

Alasdair MacPherson – Victoria Leightons grimmig entschlossener Vater, den nur noch der Wunsch nach Vergeltung am Leben hält, doch kränklich und unwohl.

Carter – der Butler der MacPhersons.

UND SCHLIESSLICH – die Akteure aus anderen Teilen Englands, die Francis Hatton auf die eine oder andere Weise kannten.

Elizabeth Andrews – eine junge Frau, die behauptet, Francis Hatton habe ihr das Leben gerettet.

Walsham – der Mann, der behauptet, Francis Hatton habe seinen Vater durch Betrug um sein Anwesen gebracht.

Mrs Perkins – Haushälterin in diesem Haus und ihr Ehemann, **Ben**, der Verwalter des Anwesens, der einen Klumpfuß hat und für den Militärdienst untauglich ist.

Lydia – ihre Zwillingschwester, die in Cambridge lebt.

Mrs Kenneth – die in einem Dorf namens **Mercer**, in Essex, einen Gasthof führt und die Schwester von Mrs Perkins und Lydia ist. Eine Klatschbase ...

Mrs Gibbon – Leiterin des Waisenhauses, das Francis Hatton in **Falworthy, Somerset**, gegründet hat.

Mrs Passmore – eine Frau, deren Sohn vor Jahren in diesem Waisenhaus untergebracht war. Nun – inzwischen verwitwet – sucht sie ihn.

Miss Weaver – Francescas Gouvernante während des ersten Jahrs im Valley.

Sergeant Nelson – ein Militär, der ins Valley geschickt wird.

Der Schotte – der an Francis Hatton etwas verloren hat und es wiederhaben will.

*Und schließlich der **Heckenschütze** in den Hügeln, dessen wahre Identität hinter Ungewissheit und Schweigen verborgen bleibt ...*

I

Devon, Herbst 1916

Er stand schon immer im Garten hinter dem Haus – der Stein, den meine Vettern den Mordstein nannten.

Sie zogen mich oft genug damit auf.

»Leg deinen Kopf hier drauf, und dir wird das Gehirn rausgequetscht.«

»Leg dich hier hin, und der Scharfrichter kommt und hackt dir den Kopf ab!«

Gemeine kleine Ungeheuer waren sie damals für mich. Aber inzwischen sind sie alle tot. Verschollen bei Mons und Ypres, Passchendaele und an der Somme. Ihr Lachen verstummt, ihre Neckereien nur mehr eine Kindheitserinnerung. Ihre Stimmen ein fernes Echo, das ich manchmal in meinen Träumen höre.

»Sei still, Cesca! Wir verstecken uns vor den Boers – du verrätst uns bloß!«

Doch der Mordstein liegt noch immer dort, unten im Garten meines Großvaters, wo er immer gewesen ist.

Und das Haus oben im Garten gehört jetzt mir. Ich habe es nur deshalb geerbt, weil all die blonden Jungens tot sind, fortgegangen, um endlich richtige Soldaten zu werden, und niedergemäht wurden mitsamt ihren Träumen von Ruhm und Ehre.

Es erschien ihr seltsam, hier zu sitzen – allein, im Büro des Anwalts, ohne den Großvater an ihrer Seite.

Francis Hatton war immer eine eindrucksvolle Persönlichkeit gewesen. Ein imposanter Mann, auch in seiner äußeren Erscheinung: groß, kräftig gebaut, mit breiten Schultern und diesem selbstsicheren, auf einer guten Erziehung beruhenden Auftreten, das Engländer so überzeugend zur Schau tragen. Jemand, den man nicht übersehen konnte. Frauen hatten ihn stets attraktiv gefunden, sogar im Alter.

Er hatte seine Jahre mit Würde getragen – das Gesicht schmal und edel, die Stimme tief und wohlklingend, distinguiertes, silbergraues Haar.

Bis 1915.

1915 fiel der erste der Vettern in Frankreich. Sie hatten kaum Zeit gehabt, um Simon zu trauern, als auch Robin an der Front sein Leben verlor. Bald folgten Freddy und Peter, und Francesca musste mit ansehen, wie jeder Schicksalsschlag seinen Tribut forderte. Der Mann, den sie stets bewundert hatte, war jemand geworden, den sie kaum wiedererkannte. Schweigsam – düster. Und dann starb Harry ...

Sie verlagerte ihr Gewicht auf dem Stuhl. Mr Branscombe war Francis gegenüber stets unterwürfig gewesen. Der Anwalt hantierte jetzt umständlich mit den vor ihm liegenden Dokumenten, stellte die Kassette, auf der HATTON stand, beiseite und nahm den Deckel von seinem Tintenfass, als hoffte er, damit die Angelegenheit hinauszögern zu können, bis sein eigentlicher Mandant einträte. Irgendwie schien

es ihm zu widerstreben, mit dieser letzten Pflicht zu beginnen.

Und sie? Hatte sie bei der Erfüllung ihrer Pflicht dem Großvater gegenüber versagt? Sie hatte die Veränderung gehasst, die sie bei ihm beobachtete, den allmählichen Rückzug in sich selbst, durch den er sie allein gelassen hatte. Anstatt gemeinsam zu trauern, hatte sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben von seiner Liebe ausgeschlossen gefühlt. Als Harry im Spätsommer 1916 an der Somme fiel – vor kaum zwei Monaten –, musste sie zusehen, wie Francis Hatton in Verzweiflung versank.

In den Wochen nach seinem Schlaganfall hatte sie darum gebetet, dass ihr Großvater sterben könne, und nachts, wenn sie rastlos durch die Korridore wanderte und den nahenden Tod nicht wahrhaben wollte, wünschte sie sich mit wachsender Inbrunst, sie könnte sein Sterben beschleunigen, damit er es endlich hinter sich hätte. Um seinetwillen. Um ihn von seinem Leiden zu erlösen ...

Ein plötzliches Schuldgefühl bedrückte sie.

Mr Branscombe räusperte sich, um anzukündigen, dass er bereit sei, mit der Verlesung des Testaments anzufangen. Die Zeremonie konnte beginnen ...

Die Bediensteten – die alten, denn die jungen waren einer nach dem anderen entweder an die Front oder zur Arbeit in die Fabriken gegangen – warteten im Vorzimmer darauf, zum gegebenen Zeitpunkt in das Büro der Kanzlei gebeten zu werden.

»Ich, Charles Francis Steward Hatton, im Vollbesitz meiner geistigen und körperlichen Kräfte, verfasse hiermit eigenhändig mein Testament und meinen letzten Willen ...«

Die sonore, vom Devonshire-Dialekt gefärbte Stimme war nun ganz auf ihre Aufgabe konzentriert.

Francesca fiel es schwer, ihre Gedanken zu sammeln.

Mein Großvater ist gerade erst gestorben, wollte sie hinausschreien. Es ist für mich ein Sakrileg, seine Besitztümer zu verteilen, noch bevor er richtig kalt ist ... Ich habe es nicht verdient, hier zu sitzen. Oh, Gott.

Doch wer sonst außer ihr sollte hier in diesem Büro sitzen, um den Tod eines großen Mannes zu betrauern? Sie war die Letzte der Hattons. Ein altes und vornehmes Geschlecht war erloschen, bis auf ein einziges Mädchen.

Mr Branscombe hielt inne und warf ihr über die Ränder seiner Brille hinweg einen Blick zu, als fühlte er ihre Zerstreuung.

»Können Sie mir so weit folgen, Miss Hatton?«

»Ja«, erwiderte sie nicht ganz wahrheitsgemäß.

Er schien nicht zufrieden und musterte sie mit eindringlichem Blick, ehe er seine Aufmerksamkeit wieder dem Dokument zuwandte.

Francesca fühlte sich auf dem harten, unbequemen Stuhl festgenagelt, der, dessen war sie sich sicher, mit Bedacht ausgewählt worden war, um die Mandanten des Anwalts daran zu hindern, seine Gastfreundschaft zu lange in Anspruch zu nehmen. Sie wünschte, sie hätte den Mut, ihm Einhalt zu gebieten. Doch es war ihre Pflicht zuzuhören, auch wenn sie im Augenblick wenig Interesse für die Sicherung ihrer Zukunft aufbringen konnte. Sie hatte keinen blassen Schimmer, was sie mit dem Haus in River's End anfangen sollte. Es leer stehen lassen? Dort leben? Es verkaufen?

Frag mich nächsten Monat – nächstes Jahr! Ich bin so müde ...

Das Haus war ihr unheimlich – River's End. Nicht weil dort Gespenster spukten und mit Ketten rasselten, sondern wegen der verlorenen Seelen, die nie wieder dorthin zurück-

kehren würden. Sie konnte sie beinahe fühlen, wie sie jeden Abend am Fuß der Treppe standen, wenn sie in ihr Zimmer hinaufging. Schatten, die sich um ihre physische Gestalt grämten, damit auch sie wieder heimkehren konnten.

Es war eine törichte Einbildung ihrerseits, und sie hatte niemandem etwas davon erzählt. Doch der alte schwarze Hund schien die Gegenwart der Toten ebenfalls zu spüren und lief jeden Abend vor ihr die Stufen hinauf, als hätte er Angst, allein unter ihnen bleiben zu müssen.

Erst heute Morgen hatte der um sie besorgte Pfarrer gesagt: »Das ist ein viel zu großes und weitläufiges Haus für eine Frau allein. Wollen Sie nicht zu uns ins Pfarrhaus kommen und ein paar Tage bleiben? Es wird Ihnen guttun, und meine Haushälterin würde sich über Ihre Gesellschaft sehr freuen ...«

Doch Francesca hatte ihm erklärt, dass das Haus alles sei, das ihr von ihrer Familie geblieben war. Eine sichere Zuflucht in ihrer Trauer, wo sie sich nach wie vor geliebt fühlen konnte. Die langen, dunklen Korridore waren ihr so vertraut und die vielen Zimmer mit zugezogenen Vorhängen, der schwarze Kranz über dem Türklopfer. River's End war ruhig und friedvoll nach den Aufregungen und dem Durcheinander nach dem Tod ihres Großvaters. Und die Geister, die dort spukten, waren schließlich ihre Verwandten.

Mrs Lane kam zum Kochen und Saubermachen vorbei. Das genügte. Und es gab Tyler, den alten Hund, der ihr Gesellschaft leistete, und die Bibliothek, wenn sie ihrer eigenen Gedanken müde wurde. Ihr Großvater hatte Bücher über Krieg und Politik, Geschichte und Philosophie bevorzugt. Wohl kaum der geeignete Lesestoff für eine Frau, die an Schlaflosigkeit litt. Obgleich sie bei Plato zweimal wunderbar eingeschlafen war.

Ihr wurde bewusst, dass sich Stille über den Raum gesenkt hatte. Mr Branscombe war mit der Verlesung des Testaments fertig und wartete offenbar darauf, dass sie etwas sagte.

»Ziemlich klar und unmissverständlich, nicht wahr?«, sagte sie und zwang ihre Aufmerksamkeit in die Gegenwart zurück.

»Im Großen und Ganzen«, stimmte er ihr gewichtig zu, »ist es das, ja. Sie erben alles. Abgesehen von den üblichen Erbteilen für die Bediensteten und den Schenkungen an die Kirche und an wohltätige Stiftungen, die auch schon in der Vergangenheit Nutznießer der Großzügigkeit Ihres Großvaters waren.«

»In der Tat, ja«, erwiderte sie und bemühte sich, Dankbarkeit und Wertschätzung in ihre Stimme zu legen.

»Es ist eine enorme Verantwortung«, mahnte sie Mr Branscombe.

»Das ist mir klar.« Alles, was einmal zu gleichen Teilen an sie und ihre Vettern gefallen wäre, erbte nun sie allein. Ihr wären die Vettern lieber gewesen ...

Offenbar bereitete es Mr Branscombe einiges Unbehagen, dass nun eine Frau eine so große Verantwortung zu tragen hatte. Seine Finger spielten mit den Rändern der gummierten Schreibunterlage, und als keine Fragen gestellt wurden, ergriff er wieder das Wort. »Wünschen Sie die Besitzungen in Somerset und Essex zu behalten? Ich muss Sie darauf hinweisen, dass die Zeit im Augenblick für den Verkauf von Immobilien sehr ungünstig ist – mitten im Krieg ...«

Er hatte jetzt ihre ungeteilte Aufmerksamkeit, während sie sich bemühte, ihre Überraschung zu verbergen.

»Welche Besitzungen?«

Er presste seine schmalen Lippen zu einem dünnen Strich zusammen, als habe er sie – wie er schon von Anfang an gewusst hatte – schließlich doch ertappt.

In einem matten Versuch, seine gute Meinung über sie zu retten und ihre Unwissenheit zu verbergen, erkundigte sie sich, noch während sie die Zusammenhänge durchdachte, »Waren diese Besitzungen für meine Vettern bestimmt? Mein Großvater hat mir darüber sehr wenig erzählt, müssen Sie wissen.«

Gar nichts hat er mir erzählt ...

»Die beiden Anwesen befanden sich schon seit Jahren in seinem Besitz. Es handelt sich in der Tat um Besitzungen von beträchtlicher Größe. Ob er beabsichtigte, die Anwesen zur gegebenen Zeit jeweils einem seiner männlichen Erben zu vermachen, entzieht sich meiner Kenntnis. Er hat sich mir diesbezüglich nicht anvertraut.« Es klang, als würde er sich dies nur widerwillig eingestehen. »Ich kann Ihnen jedoch berichten, dass das Besitztum in Hampshire, das Ihrem Onkel Tristan Hatton gehörte, nach dessen Tod verkauft wurde. Es wäre von Ihrem Großvater ohnehin klüger gewesen, auf andere Weise für seinen ältesten Enkelsohn zu sorgen. Leider ist Mr Simon Hatton ebenfalls verstorben.«

Simon. Der erste ihrer Vettern, der in den Krieg zog – und der Erste, der fiel.

Francesca versuchte noch immer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass ihr Großvater auch noch andere Anwesen besessen hatte. Doch wenn das stimmte, warum hatte er es vorgezogen, sein Leben lang in dem abgelegenen Tal der Exe zu leben? Es war das einzige Zuhause, das sie jemals gekannt hatte. Und soweit sie es wusste, traf dies auch auf ihre Vettern zu. Sogar Simon hatte nur eine sehr verschwommene Erinnerung an seine Eltern gehabt.

Warum hat er nie mit uns die Häuser in Somerset oder Essex besucht, wenn sie doch ihm gehörten? Nie hatte er ein beiläufiges »Sollen wir Weihnachten dieses Jahr in Somerset fei-

ern?« fallen lassen oder mit einem konspirativen Blick in die Runde vorgeschlagen: »Bei diesem schönen Wetter könnten wir eine Woche nach Essex fahren. Ich muss so und so einen Blick auf die Dächer der Bedienstetenhäuser werfen ...« Falls er überhaupt je dort hingefahren war, dann heimlich.

Der Gedanke war beunruhigend. Weshalb sollte eine solche Geheimniskrämerei nötig gewesen sein? Hatte er ihr nicht vertraut? Oder war er nur einfach nicht dazu gekommen, es ihr zu erzählen, nachdem Simon gefallen war? Oder nach Harrys Tod? Dem letzten seiner fünf Enkelsöhne, die im Krieg geblieben waren. Francis Hatton hatte damals an allem das Interesse verloren, einschließlich den Willen zu leben ...

»Bevor ich die Angestellten zur Verlesung ihres Erbteils hereinbitte, muss ich noch eine andere Sache ansprechen, um die Sie sich nach dem Willen Ihres Großvaters kümmern sollen. Ein vor kurzem gemachter Nachtrag im Testament.«

»Ach ja?«, sagte sie, noch immer über dem Geheimnis der plötzlich aufgetauchten Besitzungen rätselnd, und hob den Kopf.

»Es geht dabei um den Mordstein – was immer das sein mag.«

Verblüfft starrte Francesca ihn an. »Aber ... Aber das mit dem Mordstein war doch nur ein Spaß – das ist nur ein ziemlich großer, weißer Stein im Garten, der immer irgendeine Rolle bei den Spielen meiner Vettern spielte!«

»Trotzdem hat Ihr Großvater in seinem Letzten Willen verfügt, dass der Stein von Devon nach Schottland gebracht werden soll.«

»Nach Schottland? Mein Großvater war in seinem ganzen Leben nie in Schottland!«

»Das mag ja stimmen, Miss Hatton. Aber ich lese Ihnen am

besten den Wortlaut der nachträglichen Verfügung vor: »Ich übertrage meiner Erbin hiermit die feierliche Pflicht, das ihr als Mordstein bekannte Objekt von seinem gegenwärtigen Ort zu entfernen und es mit den hierfür notwendigen Mitteln nach Schottland zu verbringen, wo er im hintersten Winkel dieses Landes vergraben werden soll.« Er legte den Nachtrag zum Testament auf den Stapel Dokumente zurück und räusperte sich erneut. »Ich wurde von ihm nach seinem Schlaganfall nach River's End bestellt, nur um diese Klausel seinem Letzten Willen hinzuzufügen.«

Irritiert murmelte Francesca: »Der frühe Tod meiner Vettern hat seinen Geist anscheinend doch verwirrt ...«

»Vielleicht erinnerte ihn dieser Stein zu sehr an ihre verlorene Jugend«, mutmaßte Branscombe ernst und mit einer Einfühlsamkeit, die sie ihm nicht zugetraut hätte. »Wenn man alt und krank ist, erscheinen einem kleine Dinge oft größer, als sie sind.«

Francesca schüttelte den Kopf. »Es ist eine so unwichtige Sache ...«

»Vielleicht für Sie, meine Liebe. Aber ich versichere Ihnen, dass es für Ihren Großvater äußerst wichtig war. Ich hatte den Eindruck, dass Mr Hatton wegen dieser Angelegenheit – wie soll ich sagen – ausgesprochen abergläubisch war. Mit mir über diesen Stein zu reden, schien ihn sehr zu erregen. Die Krankenschwester bat mich eindringlich, darauf zu achten, dass er sich nicht unnötig aufregte. Deshalb habe ich auch nicht nachgefragt, sondern diese Worte so niedergeschrieben, wie er sie mir diktiert hat.«

»Mein Großvater war nicht abergläubisch! Und er hat meinen Vettern erlaubt, mit dem Stein zu machen, was sie wollten. Er war immer irgendwie ein Teil unserer Spiele – niemand hat uns je gewarnt, von dem Stein fernzubleiben.«

»Ich habe auch keine Antwort darauf. Aber ich kann Ihnen versichern, dass die Verantwortung für die Erfüllung dieser letzten Verfügung bei Ihnen liegt und als eine bindende Verpflichtung betrachtet werden muss. Er war absolut unnachgiebig, was diesen Punkt betrifft.«

»Aber doch sicherlich nicht jetzt sofort – nicht, solange noch Krieg ist?« Sie konnte sich schwerlich vorstellen, wie sie es überhaupt schaffen sollte, den Stein auszugraben – er wog ganz sicherlich mehr als der betagte Gärtner und der Kutscher zusammen! Sonst gab es niemanden, der für eine so schwere Arbeit entbehrlich war. Es war ohnehin nicht leicht, in diesen Zeiten Hilfe zu bekommen. Und wie sollte sie es anstellen, den Stein nach Schottland zu transportieren – jetzt, wo Benzin und Reifen so teuer waren? Es war ein enorm aufwendiges Unterfangen und eines, dem sie sich im Augenblick nicht gewachsen fühlte.

»Sobald es Ihnen möglich ist, natürlich.« In Branscombes Tonfall war Missfallen darüber zu erkennen, den Krieg als Ausrede vorzuschieben.

Francesca machte Anstalten zu protestieren, doch der Anwalt wartete offenbar darauf, dass sie sich mit den Bedingungen des Nachtrags einverstanden erklärte, als hätte die unerklärliche Angst ihres Großvaters auch ihn ergriffen. Sie nickte und war erleichtert, als er endlich zufrieden zu sein schien.

Er schob die steifen Papierbogen des Testaments beiseite. »Ich habe mir erlaubt, eine Todesanzeige an die *Times* zu schicken. Und ich habe angeordnet, dass das Grab geöffnet wird, und den Pfarrer beauftragt, die Totenmesse am Freitag dieser Woche zu halten. Falls Sie damit einverstanden sind.«

Ob sie dies war oder nicht, sie konnte nicht viel daran ändern. Solche Dinge arrangierten in der Regel die Männer. Und alle ihre Vettern waren tot ...

In der Kasette mit der auf einem zierlichen, patinierten Kupferschild eingepägten Aufschrift HATTON befanden sich noch weitere Papiere und Urkunden. Vermutlich noch in der Handschrift des alten Branscombe verfasst. »Was ist noch da drin? Außer dem Testament?« Noch mehr Überraschungen? Noch mehr Geheimnisse?

»Unsere Familie hat seit jeher die rechtlichen Angelegenheiten Ihrer Familie betreut«, erinnerte sie Branscombe mit Befriedigung in der Stimme und richtete den Blick auf den Inhalt der Kasette. Er entnahm ihr mehrere zusammengefaltete Dokumente. »Hier haben wir das Testament Ihres Urgroßvaters Thomas, und das hier ist der Letzte Wille von Francis Hattons Großvater George. *Er* hat bei Waterloo mit dem Herzog von Wellington gekämpft. Und sein Großvater Frederick mit Cumberland bei Culloden. Erstaunliche Geschichte, nicht wahr?« Ein Wink mit dem Zaunpfahl, dass von ihr erwartet wurde, die Angelegenheiten der Familie in den Händen derselben Kanzlei zu belassen, die über Generationen hinweg darüber gewacht hatte.

Sie konnte die verblichene Handschrift auf den Dokumenten ausmachen. Die Geschichte einer Familie in verblasster Tinte bewahrt ... Ein Erbe, das zu achten und in Ehren zu halten ihr schon früh beigebracht worden war. Die Hattons hatten ihrem Land immer treu gedient. Und von ihr, dem einzigen Mädchen in einer Familie mit fünf Enkeln, hatte man dasselbe erwartet. Deshalb hatte sie sich freiwillig zum Dienst beim Roten Kreuz in London gemeldet.

»Alles geregelt und in bester Ordnung.« Branscombe legte die Dokumente so zärtlich, als seien sie alte Freunde für ihn, in die Kasette zurück. »Ah. Hier ist auch noch ein Brief, den Ihr Großvater in unserer Kanzlei hinterlegt hat ...«

»Darf ich ihn sehen?«

»Ich wüsste keinen Grund, weshalb nicht. Als Erbin ...«
Er nahm ihn aus der Kasette und reichte ihn ihr über den Schreibtisch hinweg.

Neugierig betrachtete sie ihn. Er steckte in einem Bogen Pergament, auf dem über das Siegel hinweg in der wunderschönen Handschrift ihres Großvaters geschrieben stand: »Zur Aufbewahrung, nichts unternehmen.«

Ehe Branscombe ihr Einhalt gebieten konnte, brach sie das spröde Wachssiegel unter der Handschrift und zog einen Brief hervor. Er hatte keinen Umschlag und bestand nur aus einem einzigen dünnen Blatt Papier.

Er lautete: »Du sollst mit den Deinen in der Hölle verrotten. Das ist nicht mehr verlangt, als du verdienst!«

Keine Unterschrift.

Was, in Gottes Namen, hatte ihr Großvater getan, dachte sie schockiert, um einen derart schaurigen Fluch auf sich zu ziehen?

Und dann dachte sie:

Wenn er einer solch massiven Beschuldigung keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, warum hatte Francis Hatton dann den Brief bei seinem Anwalt zur Aufbewahrung hinterlegt?

3

Nachdem er den Brief wieder in die Kasette gelegt hatte, erhob sich Branscombe und ging zur Tür, um die Bediensteten zur Verlesung ihres Erbes hereinzurufen. Francesca sah in ihre müden, bekümmerten Gesichter, als sie einer nach dem anderen in den Raum traten.

Sie hatten ihren Großvater geliebt und bewundert. Sein Tod war ein schwerer Schlag für sie gewesen, und bevor er seinen letzten Atemzug machte, waren sie alle in das verdunkelte Zimmer gekommen, um mit tränennassen Augen an seinem Bett vorbeizudefilieren.

Sie wusste, Francis Hatton hätte dem Tod lieber stehend und erhobenen Hauptes ins Angesicht geblickt, seine dunkelgrünen Augen unverzagt und nicht getrübt von den Schlägen des Schicksals. Sie hatte ihr Bestes getan, ihm dabei zu helfen, wenigstens ein bisschen von seiner Selbstachtung zu bewahren. Sie hatte seine Hände und sein Gesicht mit Lavendel-Toilettenwasser gewaschen und ein paar Tropfen davon über das Bett gespritzt, um den sauren Geruch des Alters und der Krankheit zu übertönen, die letzte Demütigung für einen Mann, dessen Stolz ebenso leidenschaftlich gewesen war wie sein Wille.

Nichts hatte sie sich sehnlicher gewünscht, als glauben zu können, dass ihm, als sie ihre Namen laut aussprach, bewusst wurde, dass seine Bediensteten bei ihm waren und um ihn trauerten. Sie wusste nur zu gut, dass sie geglaubt hatten, er würde ewig leben, ein aufrechter, unbeugsamer Mann, der ihr stets Schutz und Halt gewesen war ...

In dieser Nacht, während die Krankenschwester tief und fest schlief, war er, die welke Hand in der seiner Enkelin ruhend, in die letzte, endgültige Dunkelheit hinübergelitten. Sie hatte ihre Tränen zurückgehalten und leise mit ihm gesprochen, bis er zu atmen aufhörte, und dann noch eine halbe Stunde länger, bis seine Hand in ihrer kalt wurde.

Auf dem Nachhauseweg von Exeter fuhren sie das Tal der Exe – das Valley, wie es allgemein genannt wurde – hinauf, Francesca Hatton am Steuer des Familienautomobils, neben ihr Mrs Lane, die Haushälterin, während der Rest der Bediensteten – der Kutscher, der Mann, der sich um die Außengebäude und den Park kümmerte, und die Frau, die Mrs Lane bei den schwereren Arbeiten im Haus wie Bügeln und Bettwäschewechseln zur Hand ging – in der Familienkutsche folgten.

Das Valley wurde enger, als es sich seinem Ursprung näherte, dem Fluss, der sich zwischen sanften Hügeln hindurchschlängelte, und die schmale Straße, die seinem Lauf so gut es ging folgte. Manchmal querten sie den Fluss durch eine Furt zur anderen Seite der Exe hinüber, und manchmal brachte eine Brücke sie wieder zurück.

Man könnte glauben, dass kein Mensch hier wohnt, wenn man auf dieser Straße fährt, dachte Francesca. Die abgerundeten, langgestreckten Hügel stiegen inzwischen direkt vom Ufer des Flusses empor und verdeckten immer wieder die tief stehende Herbstsonne. Die einzigen Lebewesen, die sie über Meilen hinweg zu Gesicht bekamen, waren Schafe oder Rinder, dort, wo das Gras am grünsten war, und ein Fuchs, der auf einem flachen Felsbuckel neben der Straße in der Sonne lag. Die Pferde waren im Krieg wie die Männer, die einst auf diesem Land gearbeitet und sich um die Tiere und die Häuser

gekümmert hatten, deren Dächer hier und dort und meist von der Straße aus nicht zu sehen über einen Hügelkamm lugten. Frauen und alte Männer erledigten jetzt die schwere Arbeit auf den Farmen, oder sie wurde gar nicht gemacht.

Von Zeit zu Zeit warf die Spätnachmittagssonne dort, wo sich Senken zwischen den Hügeln befanden, lange, goldene Strahlen über das Wasser und durch die Baumkronen zu ihrer Rechten. Lichtspeere. Prähistorisch, dachte sie. Bevor die Zeit begann und der erste Mensch durch dieses Tal streifte. Irgendwie verlassen ...

Und jetzt, wo ihr Großvater tot war, war es das auch. Verlassen von einem außergewöhnlichen Geist, der diese Leere zu ihrem Zuhause gemacht und scheinbar das Leben des Tals in seiner starken und gnädigen Hand gehalten hatte.

Ihr war nicht bewusst gewesen, wie sehr sie Francis Hatton geliebt hatte. Auch nicht in den letzten Augenblicken seiner Krankheit. Oder vielmehr, als ihm zum letzten Mal das Herz brach – denn keine Krankheit hätte ihn so unbarmherzig niederstrecken können, wie der Tod seiner Enkelsöhne.

»Ich weiß nicht, wie wir ohne ihn zurechtkommen sollen!«, murmelte Mrs Lane neben ihr mit noch immer tränen-erstickter Stimme.

»Wir müssen es versuchen«, entgegnete Francesca in einem nicht sehr überzeugenden Versuch, die Haushälterin zu trösten. *Ich bin jetzt der Haushaltsvorstand. So wie die Dinge stehen. Es ist meine Pflicht ...*

»Ja, Miss Francesca. Aber es ist trotzdem nicht dasselbe. Zuerst die Jungs und jetzt er selber.«

»Wir müssen weitermachen. Er hätte es auch gewollt. Wir sind nicht die einzige Familie in England, die Leid ertragen muss.«

»Nein ...«

Doch man konnte deutlich heraushören, dass Mrs Lane davon überzeugt war, dass die Hattons die schwerste Bürde von allen zu tragen hatten.

»Haben Sie eigentlich gewusst«, fragte sie, als es ihr plötzlich wieder einfiel, »dass mein Großvater auch in anderen Teilen des Landes Besitzungen hatte?«

»Nein, Miss.« Die Endgültigkeit, mit der Mrs Lane dies sagte, ließ darauf schließen, dass es ihr egal war. Wie bei so vielen Bewohnern des Valley reichte ihr Universum nicht über die Grenzen des Tals hinaus. Der Rest von England konnte in ihrem Weltbild ebenso gut auf der anderen Seite des Kanals liegen.

Schweigen senkte sich über sie.

Hinter ihnen rumpelte die Kutsche wie ein in schwerer See schlingerndes Schiff über die holprige, gewundene Landstraße. Mr Branscombe hatte Francesca gedrängt, die Nacht in Exeter zu bleiben, doch sie hatte es vorgezogen, mit den Angestellten ihres Großvaters nach Hause zu fahren. Ihren Angestellten! Sie durfte das nie vergessen.

Unterhalb der Straße wand sich der Fluss Exe wie ein geschlungenes Band, mäanderte, scheinbar nur seinem eigenen Willen gehorchend, durch das Tal, manchmal dunkel vom Schatten der Bäume, unter denen er dahinfloss, manchmal gleißend hell vom Sonnenlicht. Ein hübscher, verschwiegener Fluss, der die Hügel spaltete und Nachbar von Nachbar trennte. Den meisten von ihnen war es so lieber.

Wenn die Beerdigung vorüber war, gemahnte sich Francesca, musste sie nach London zu ihren Pflichten zurück, die sie durch die Krankheit und dem Tod ihres Großvaters unterbrochen hatte. Er würde das von ihr erwarten.

Doch sie verspürte wenig Lust, Truppen auf ihrem Weg zu den Häfen zu betreuen, Soldaten, die kaum älter als Kinder

waren, Tee und Korinthenbrötchen zu reichen und so zu tun, als sei sie fröhlich und glücklich für sie, weil Ruhm und Ehre sie erwartete im Kampf gegen die Hunnen. Sie war auch in tiefer Nacht auf denselben zugigen Bahnsteigen gestanden, wenn die Verwundeten ankamen, Waggon um Waggon, Zug um Zug. Keine Fahnen oder Tee oder hübsche, lächelnde Gesichter begrüßten diese nicht angekündigten Züge. Das Rote Kreuz stieg in die Waggonen, um nach den Verbänden zu sehen, Wasser anzubieten, kalte, vor Angst starre Hände zu drücken und Zigaretten anzuzünden für jene, die in der Lage waren zu rauchen. Es war eine blutige und barbarische Angelegenheit, durch die Waggonen zu gehen, in denen so viele grauenvolle Schmerzen ertragen werden mussten. Und zu denken, dass dies die Überlebenden waren! Für die Toten gab es keine Züge. Sie wurden dort begraben, wo sie fielen.

Das Leiden, das sie mit ansehen musste, hatte sie erschöpft. Sie konnte alles ertragen, aber nicht dieses schicksalsergebene, stoische *Leiden*.

Und der Krieg, der bereits Weihnachten 1914 beendet sein sollte – der Krieg, der ihre fünf Vettern, angesteckt von der allgemeinen Hysterie, freiwillig zu den Fahnen zu eilen, hinweggerafft hatte –, zog sich nun schon in sein drittes Jahr von Stillstand und Tod, ohne dass ein Ende in Sicht war.

Die Krankheit ihres Großvaters war zu einer Zeit gekommen, in der sie alles gegeben und alles getan hätte, um ihren Pflichten zu entrinnen. Doch die Freude über den Ruf nach Hause war bittersüß gewesen, denn wieder konnte sie nichts anderes tun, als dabeizusitzen und das stumme Leiden eines anderen Menschen mit anzusehen.

Ich muss vorsichtig sein mit dem, was ich mir wünsche ...

Zunächst war Francis Hatton noch in der Lage gewesen zu sprechen, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten. Sie

hatte sich auf diese kurzen Gespräche gefreut, und sie hatten ihr Kraft gegeben. Zu früh war er in unzusammenhängende Monologe abgeglitten und hatte sie alleine zurückgelassen. Und schließlich war er in dieses schreckliche, düstere Schweigen versunken, das seinen unbeugsamen Geist in einem langsam sterbenden Körper gefangen hielt. Es war unerträglich für sie gewesen ...

Die Hufe der Pferde klapperten über die Brücke und bogen von der Hauptstraße in das Tor von River's End.

Francesca beugte sich vor und blickte auf das kleine, steinerne Pförtnerhaus hinaus, in dem Wiggins und seine Frau gewohnt hatten. Es stand jetzt leer, die Türen und Fenster verschlossen. Die beiden waren gestorben, als sie vierzehn gewesen war, und nie ersetzt worden. Ihre Tochter Ellen hatte bis letztes Jahr für den Haushalt der Hattons gekocht und war dann zu ihrer eigenen Tochter, einer Kriegswitwe, nach Cornwall, gezogen.

Vor ihnen verbarg sich das Haus zwischen Bäumen, doch die Straße wand sich mit solch gelassener Zuversicht den Hügel empor, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, an ihrem Ende das Haus zu finden. Und die alten Rösser, die unmittelbar hinter dem Automobil die Kutsche bergan zogen, kannten ihren Weg und freuten sich auf den Stall, eine Portion Hafer und eine Decke für die Nacht.

Der Kutscher, Bill Trelawny, war schon so lange in Diensten ihres Großvaters, wie sie zurückdenken konnte. Sein Rücken war inzwischen vom Alter gebeugt, doch seine Hände hielten die Zügel noch immer fest und sicher. Ihn hatte Francis Hattons Tod am schwersten getroffen. Irgendwann am Abend war Bill, noch nie ein Mann vieler Worte, ins Zimmer gekommen und war stumm neben dem Bett gestanden, und der Schmerz und die Trauer in seinen Augen hatte Francesca

verraten, dass er mit Freude an Stelle ihres Großvaters gestorben wäre, wenn Gott es von ihm verlangt hätte.

Auf der Kuppe des Hügels weitete sich die Straße zu einer breiten Kehre, und die mächtigen Mauern des Hauses ragten mit derselben respekteinflößenden Strenge empor wie ihr Großvater selbst – grauer Naturstein mit weiß abgesetzten Sims und schlanken, zylinderförmigen Kaminkappen wie Soldaten in Reih und Glied nebeneinander auf den Schornsteinen über den Dächern. Ihres jetzt ...

Als die Bediensteten bei ihrem Nachmittagstee saßen, holte Francesca das Automobil aus der Garage und fuhr, zum großen Schrecken von Bill (der Kutscher behandelte sie noch immer wie Mr Hattons kleine Enkelin) allein zur Kirche im nächsten Ort, der zwar als Dorf galt, jedoch nicht größer war als ein Weiler. Hurley war entstanden, um im Mittelalter die Bedürfnisse der Viehhändler und Fuhrmänner zu befriedigen, die das Tal hinaufgefahren waren, und es verdankte seine Kirche einem wohlthätigen Hatton aus dem sechzehnten Jahrhundert, dessen ältester Sohn unter Drake gedient hatte und sicher und gesund aus den Schlachten gegen die mächtige Armada nach Hause zurückgekehrt war. Francesca hatte sich immer gefragt, warum die Kirche der heiligen Maria Magdalena, der reinigen Sünderin, gewidmet worden war. Eine seltsame Wahl, falls die Kirche tatsächlich errichtet worden war, um für die gesunde Rückkehr eines heldenhafte Kapitän zu danken.

Klein, aus Naturstein und mit einem Turm, der den Namen kaum verdiente, hatte die Kirche nichts von besonderer Bedeutung aufzuweisen, dessen sie sich hätte rühmen können – keinen kunstvoll geschmiedeten Lettner zwischen dem Altar und den Sitzbänken, keine Marmorstatuen irgend-

welcher Ritter oder Damen im Wandelgang und nur eine einzige Gedenktafel, die sie von einer noch älteren Kirche in Somerset geerbt hatte.

Francesca war an jedem Sonntag, an dem sie hier den Gottesdienst besucht hatte, über die lange, zwischen den Steinplatten des Kirchenbodens eingelassene Gedenktafel geschritten, wenn sie nach vorn zur Bank der Hattons gegangen war. Das einzige Mal, soweit sie sich erinnerte, dass sie die Platte genauer angesehen hatte, war damals gewesen, als ihre Vettern versucht hatten, die eindrucksvolle Rüstung, die die Figur trug, nachzubauen. Sonst war sie immer achtlos an der Somerset-Gedenktafel, wie sie von den Leuten aus Hurley genannt wurde, vorbeigegangen, ohne einen längeren Gedanken daran zu verschwenden.

Doch jetzt hatte dieser Name eine neue Bedeutung.

Wünschen Sie die Besitzungen in Somerset und Essex zu behalten?

Sie ging den Mittelgang hinab, ihre Absätze hallten in der herbstlichen Stille, blieb vor der Tafel stehen und sah auf die Figur hinab.

Eine mittelalterliche Rüstung. Aus der Zeit der Edwards, hatten Simon und die Vettern vermutet, nachdem sie jedes Detail genauestens untersucht hatten. Dieser wundervolle Kettenpanzer. Das Schwert an dem eleganten Gürtel. Die gespornten, in stählernen Schuhen steckenden Füße. Ein Mann von hohem Stand sicherlich, um sich eine Gedenktafel zu verdienen, die annähernd so lang war wie die Größe seiner Gestalt.

Sie kniete sich auf den kalten Steinboden und versuchte, das Latein zu entziffern, das die Figur säumte. Als sie die Fingerspitzen über die eingemeißelten Lettern gleiten ließ, konnte sie Teile der Inschrift entschlüsseln. Irgendetwas über Frieden ...

Die Kirchentür schwang scharrend auf, und als Francesca über die Schulter nach hinten blickte, sah sie, wie der Pfarrer in den breiten Balken aus Sonnenlicht trat, der wie ein anklagender Finger in ihre Richtung deutete.

»Miss Hatton!«, rief William Stevens schockiert, sie mitten in der Kirche auf den Knien liegend zu sehen. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Guten Tag ... Nein, ich wollte mir nur die Gedenktafel ansehen. Ich glaube, ich habe sie bisher noch nie genauer betrachtet. Können Sie lesen, was hier steht?«

Hinkend kam er auf sie zu. Er war in Mons schwer verwundet worden; das Schrapnell einer Granate hatte sein Gesicht zerfetzt, und ein anderes hatte ihm einen Teil seines Fußes abgerissen, als er sich um die Verwundeten und die Sterbenden kümmerte. Ein Mann von vielleicht zweiunddreißig, doch früh gealtert unter den vernichtenden Schlägen des Krieges. Hierher in ein sicheres und anspruchloses Leben geschickt, um an Geist und Körper zu genesen. Die Leute flüsterten darüber, dass er nachts im Friedhof umherwanderte und mit den Toten redete. Vielleicht, dachte Francesca, konnte er nur einfach nicht schlafen, ohne von Träumen heimgesucht zu werden.

»Es ist mittelalterliches Latein«, sagte er. »Ich bin kein Gelehrter. Ich habe mich oft selber gefragt, wie man es am besten übersetzt. Sehen Sie, das hier ist eine Abkürzung. So viel habe ich rausgefunden. Und das Wort hier heißt *Friede*. Und dieses Wort hier heißt *Sünde* ...«

»Ich kann mir vorstellen, dass er ein ziemlich brutales Leben geführt hat«, bemerkte sie. »Und jede Vergebung bitter nötig hatte.«

»Vermutlich. Soweit ich es entziffern kann, heißt es ›Für die Sünden meiner Jugend habe ich gebüßt. Gott, nimm

meine Seele zu Dir und schenke ihr Frieden.« Er grinste. »Es hängt davon ab, wo man zu lesen anfängt. Aber es ist ein Gebet, das uns allen gut zu Gesicht stünde.«

»Der Stein wird seit jeher der Somerset-Gedenkstein genannt. Wissen Sie, warum?«

»Nicht wirklich. Aber ich habe gehört, dass für diese Kirche Teile und Trümmer zusammengesucht wurden, die woanders nutzlos herumlagen. Ihr Großvater hätte es uns sicherlich sagen können. Die Steinplatten im Altarraum stammen angeblich aus einem Kloster in London. Die Gedenktafel hier stammt aus Somerset, und das Taufbecken aus Essex.«

»Essex ...?«, murmelte sie.

»Ja. Viele Dörfer sind in den Jahren, in denen die Pest im Land wütete, verschwunden, müssen Sie wissen. Die Leute starben, und die Häuser und Kirchen verfielen. Und keine zweihundert Jahre später ließ Heinrich VIII. Cromwell auf die Klöster los. Es würde mich nicht überraschen, wenn diese Dinge damals während der Zerstörung der Klöster gerettet wurden und von der Familie, die diese Kirche bauen ließ, hierher gebracht wurden, um dem Gotteshaus den Anschein von Altehrwürdigkeit zu geben. Damals gab es nicht in jeder Kirche ein Taufbecken, müssen Sie wissen. In den alten Zeiten durfte nur in Kirchen getauft werden, die einen Taufstein oder ein Taufbecken hatten. Ein Zeichen der religiösen Bedeutung einer Kirche.«

»Das wusste ich nicht.« Sie richtete sich auf, klopfte sich den Staub von den Händen und dann von ihrem Rock. »Aber warum aus Somerset – und Essex? Hatte das Tal irgendwelche Verbindungen zu diesen Gegenden?«

»Gütiger Himmel, nein. Nicht, dass ich wüsste. Obwohl derjenige, der uns die Kirche gestiftet hat, vermutlich welche hatte.«

Er verstummte und wartete, als wollte er nicht das Thema wechseln, bis sie dazu bereit war. »Wegen Freitag ...«

»Die Beerdigung.« Francesca seufzte. »Ich habe es schon vernommen, Mr Branscombe hat bereits alle Termine mit Ihnen abgesprochen.«

»Aber Sie können sie jederzeit ändern, wenn Sie möchten«, versicherte ihr Stevens. »Ich glaube nicht, dass wir bei der Totenmesse einen großen Andrang haben werden in diesen Kriegszeiten. Wichtig ist allein, dass es Ihnen zusagt.«

»Das ist sehr freundlich, danke.« Unerwartet stiegen ihr Tränen in die Augen. »Ich möchte mich vergewissern, dass die Kirchenlieder gesungen werden, die er am liebsten hatte ...«

»Ich habe daran gedacht und glaube, ich habe keines vergessen.« Über Stevens zernarbtes Gesicht huschte ein Lächeln, das den sonst düsteren Linien ein freundlicheres Aussehen verlieh.

»Danke.« Um sich blickend, fügte Francesca hinzu: »Es gibt hier keine Gedenktafeln für meine Vettern, nicht wahr? Ich habe immer angenommen, mein Großvater hätte sich darum gekümmert.«

»Ihr Großvater hat eine schwere Zeit durchgemacht, um mit dem Verlust seiner Neffen fertig zu werden. Vor allem mit dem Tod des jungen Harry. Ich glaube, er wollte nicht daran erinnert werden – ob in Bronze oder Stein. Wollen Sie sich darum kümmern?«

»Ja, unbedingt. Glauben Sie, dass schwarzer Marmor hier unpassend wäre? Schwarz für Trauer ...«

»In der Kirche ist es ohnehin dunkel; vielleicht zu dunkel für schwarz. Weiß ist auch eine Farbe der Trauer. Und Ausdruck dafür, dass jemand jung und vor seiner Zeit gestorben ist.«

»Ja«, sagte sie nachdenklich. »Das ist eine gute Wahl. Ich kümmere mich darum – später.« Als sie in seine kummervollen braunen Augen blickte, fügte sie, einem Impuls folgend, hinzu: »Sie waren im Krieg. War es so furchtbar? Ich habe in London die Verwundeten gesehen, und das war schrecklich genug. Ich kann mir nicht vorstellen, auf einem Schlachtfeld zu sein und zu wissen, dass der Tod naht – zuzusehen, wie die Männer neben mir fallen und reglos liegen bleiben ...« Sie verstummte, und nach einigem Zögern bekannte sie: »Wissen Sie, ich frage mich oft, wie meine Vettern gestorben sind ... In den Briefen stand nur, dass sie tapfer waren und nicht gelitten haben. Was eine verdammte Lüge ist, wenn ich je eine gehört habe!«

»Einige der Männer haben ganz furchtbar gelitten«, antwortete Stevens mit bitterer Aufrichtigkeit. »Sie schrien vor Schmerzen, oder sie lagen nur stumm da, was irgendwie noch schlimmer war, und versuchten, dem Tod tapfer ins Angesicht zu sehen. Aber manchmal kommt er schnell genug. Ohne dass noch Zeit für einen Gedanken, für Leiden oder Schmerzen bleibt. Sie sind vielleicht die Glücklicheren.«

Francesca nickte. »Ich bete darum, dass meine Vettern unter ihnen waren.«

Als sie von der Kirche nach River's End zurückfuhr, spürte Francesca, wie erschöpft sie war. Sie hatte während der letzten Wochen im Leben ihres Großvaters wenig geschlafen. Und das Verlesen seines Letzten Willens war unerwartet aufwühlend gewesen. Jetzt sehnte sie sich nach nichts anderem mehr als nach einer Tasse Tee und ihrem Bett und auch nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Nach Trost und Behaglichkeit, um die nahenden Schatten zu vertreiben.

Ein Mann stand vor den Stufen zum Haupteingang; sein

Pferd wartete neben ihm. Es tänzelte nervös, als das Automobil vorübertuckerte. Die Silhouette des Mannes zeichnete sich vor der sinkenden Sonne ab, groß, breitschultrig, und einen Augenblick lang hielt sie den Atem an.

Wie oft hatte sie genau dort ihren Großvater stehen und auf sie warten sehen, wenn sie ausgeritten oder von London nach Hause gekommen war? Dann war er mit einem Lächeln auf sie zugegangen, hatte die Zügel ihres Pferdes genommen oder ihr vom Automobil herab geholfen ...

Doch dieser Mann rührte sich nicht vom Fleck, bis sie aus dem Wagen gestiegen war, und nahm dann widerstrebend seinen Hut ab.

Er sah Francis Hatton nicht im Geringsten ähnlich.

Wie dumm von mir, dachte sie und blinzelte die heißen Tränen fort.

Fremde waren hier im Valley nichts Alltägliches. Sie betrachtete ihn stumm, nach wie vor unsicher, ob sie ihrer Stimme trauen konnte. Dieser Mann war viel zu jung, um ein Bekannter ihres Großvaters zu sein. Und sie war sich ziemlich sicher, ihn bei keinem der kurzen Gedenkgottesdienste für ihre fünf Vettern in St. Mary Magdalene gesehen zu haben. Aber vielleicht war er an der Front gewesen und hatte keinen Urlaub bekommen ... Er besaß die Haltung eines Offiziers.

»Miss Hatton?«, erkundigte er sich mit neutraler Stimme, als wollte er sich vergewissern, wer sie war, ehe er fortfuhr.

»Ja, so ist es.« Fünfzehn Schritte trennten sie von der Tür und der Zuflucht des Hauses, doch sie hatte das Gefühl, als sei es eine Meile.

»Mein Name ist Leighton. Richard Leighton. Sagt Ihnen der Name etwas?«

»Sollte er?«, erwiderte sie, während sie überlegte, ob viel-

leicht Simon von ihm gesprochen hatte oder Peter. Hatte Leighton ihrem Großvater geschrieben, als Harry gefallen war? So viele hatten das; Leute, die sie nie kennengelernt hatte. Harrys Charme hatte auf viele Eindruck gemacht. Sie wartete auf die üblichen Beileidsworte und eine Erklärung: *»Ich war ein Freund von Robin. Hat er Ihnen nicht von mir erzählt? Ich hörte, dass er verwundet wurde, und hoffte, er würde durchkommen ...«*

Stattdessen schien ihn ihre Antwort zu verärgern. Sie konnte es an der Röte erkennen, die ihm ins Gesicht stieg, obschon er durchaus höflich darauf erwiderte: *»Ich hatte erwartet, dass er Ihnen bekannt ist.«*

Es hatte nichts mit den Vettern zu tun, so viel war sicher! Aber was sonst? Sein Blick, seine ganze Haltung ließen nun eine Eindringlichkeit erkennen, als wollte er etwas von ihr, und sie hatte keine Ahnung, was das war. Im Bemühen, die Dinge zu beschleunigen, sagte Francesca: *»Wie Sie sehen, bin ich soeben von einer längeren Fahrt zurückgekommen ...«*

»Ich habe ebenfalls einen längeren Ritt hinter mir. Ich wäre Ihnen für ein paar Minuten Ihrer Zeit dankbar, Miss Hatton.«

»Mrs Lane wird bereits nach Hause gegangen sein. Ich empfangen nicht gern Besuch, wenn meine Haushälterin nicht hier ist.«

»Mrs Lane hat sich ... überreden ... lassen zu warten, bis Sie zurück sind. Geben Sie mir fünf Minuten. Falls das nicht zu viel verlangt ist ...« Die letzten Worte schleuderte er ihr wie eine Herausforderung hin.

Francesca musterte ihn genauer. Harte, dunkelblaue Augen erwiderten unverwandt ihren Blick. Die kühn gebogene Nase, der energische Mund, das Kinn, das einem Mann gehörte, der sich seiner sicher war und entschlossen seinen eigenen Weg ging.

Wie ihr Großvater, dachte sie gänzlich unerwartet.

Und wie bei ihrem Großvater lag auch auf ihm der Schatten einer Krankheit ... Sie kannte die Anzeichen: die tiefen, vom Schmerz gegrabenen Furchen zu beiden Seiten des Munds, die sich über den Wangenknochen spannende Haut, das straffe, kantige Kinn.

Es war ihr egal. Ihre Entschlossenheit konnte genauso unerschütterlich sein wie seine. »Sie können mir hier und jetzt alles sagen, was immer Sie mir sagen wollen. Ich habe jedoch nicht die Absicht, Sie oder sonst irgendjemanden ins Haus zu bitten.«

Leighton warf einen Blick zum Kutscher hinüber, der um die Ecke des Hauses gekommen war, um das Automobil nach hinten in den Stall zu fahren. Bill stand stumm da und wich keinen Schritt, den Blick auf Francescas Gesicht geheftet. Das Pferd des Fremden stampfte und brachte das Zaumzeug zum Klirren, als fühlte es die gespannte Atmosphäre.

Schließlich sagte Leighton in einem Ton, der verriet, dass er es vorgezogen hätte, dies ohne Zeugen zu besprechen: »Na schön. Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie in den Papieren Ihres Großvaters auf den Namen meiner Familie gestoßen sind. Beziehungsweise, um präzise zu sein, auf den Namen meiner Mutter – Victoria. Es ist sehr wichtig für mich, falls Sie dies sind.« Seine tiefe Stimme war schroff und kalt.

Francesca fühlte einen Anflug von Unsicherheit. War dies wieder etwas, das zu wissen von ihr erwartet wurde? Sie war nicht auf noch mehr Geheimnisse vorbereitet! Und dann gewann die Verärgerung überhand. »Mein Großvater ist erst ein paar Tage tot. Ich habe diese Zeit ganz bestimmt nicht damit verbracht, in seinen Papieren herumzuwühlen!« Es

war schon schwer genug, der Verlesung des Testaments zuzuhören – der Himmel war ihr Zeuge.

Der Mann machte eine ungeduldige Handbewegung, als habe er das Gefühl, sie benehme sich mit Absicht so widerspenstig.

»Ich wohne in dem Gasthaus an der Weggabelung. Dem Spotted Calf. In fünf Tagen komme ich wieder vorbei. Ist das Zeit genug für Sie?«

Das Spotted Calf war der kleine Gasthof, der vom Pfarrhaus ein Stück die Straße hinab auf der Wiese stand. Er war vor mehr als hundert Jahren nach dem Gespenst eines kleinen gefleckten Kalbes benannt worden, das immer dann, wenn Fuhrleute durchfuhren, auf der Brücke über die Exe gesehen wurde. Das Gasthaus wurde hauptsächlich von Schafzüchtern, Anglern und Reisenden, die in einen Sturm geraten waren, frequentiert und war weder eine besonders komfortable noch in irgendeiner Weise malerische Unterkunft. Nur das Schild – ein geflecktes Kalb, das auf der kleinen Steinbrücke stand und blökte – zeugte von Originalität und Fantasie.

»Ich bin in *Trauer*«, entgegnete Francesca mit vor Bitterkeit bebender Stimme. »Können Sie das nicht verstehen? Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Mr Leighton!«

Mit einem Nicken in Richtung Bill, das ihn aus seiner Pflicht entließ, stieg Francesca die Stufen zur Haustür hinauf und hob den Türklopfer. Wenn Mrs Lane so töricht gewesen war, auf die Bitte eines Fremden hin länger zu bleiben, dachte sie, konnte sie ruhig noch einmal an die Tür kommen.

Als die ältliche Haushälterin die Tür öffnete, trat Francesca über die Schwelle und war im Begriff, Leighton die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

Bill kurbelte bereits das Automobil an, und das Dröhnen des Motors übertönte Leightons Stimme beinahe, der in dring-

lichem Tonfall zu ihr empor rief: »Wahrscheinlich hat Ihr Großvater meine Mutter umgebracht. Wenn er es getan hat, würde ich – würde meine Familie gerne wissen, wo sie begraben ist. *Mein* Großvater lebt noch, müssen Sie wissen. Und ihm bleibt nicht mehr viel Zeit!«

Wie vor den Kopf geschlagen und vor Bestürzung sprachlos, starrte Francesca den Fremden an, der auf der untersten Stufe stand.

Ohne dass sie es verhindern konnte, kamen ihr wieder die Worte des unsignierten Briefs in der Kasette des Rechtsanwalts in den Sinn.

Du sollst mit den Deinen in der Hölle verrotten. Das ist nicht mehr verlangt, als du verdienst!

»Das ist nicht *wahr* – du lieber Himmel, ich weigere mich, auch nur ein Wort davon zu glauben!«, rief sie gekränkt. Doch der Schmerz in seinem Gesicht verriet ihr, dass er von dem, was er gesagt hatte, überzeugt war.

»Schauen Sie, ich will Ihnen ja nicht die Schuld dafür geben, was Ihr Großvater getan hat. Aber wir haben sehr lange gewartet. Und jetzt, wo er tot ist, kann Francis Hatton nicht mehr vor Gericht gestellt werden. Er kann nicht mehr verurteilt oder für das, was er getan hat, gehängt werden. Wir können unseren Verdacht nicht einmal beweisen. Es wird ihm nicht *schaden* ...«

Nicht bereit, noch länger zuzuhören, nickte sie Mrs Lane zu, die die Tür zuwarf und damit Leightons Worte abrupt verstummen ließ.

Doch dann, als das Türschloss einschnappte, überlegte es sich Francesca anders. Was würde er tun, wenn sie sich weigerte, ihm zuzuhören? Diese Lügen im ganzen Dorf verbreiten? Getrieben von Schmerz und Zorn, konnte er alle mög-

lichen Unannehmlichkeiten heraufbeschwören! Wer konnte das schon wissen? Francis Hattons Beerdigung war Ende dieser Woche; sie könnte es nicht ertragen, wenn sie gestört würde ...

Sie öffnete die Tür wieder und sagte zu dem schmallippigen Mann, der noch immer dort stand: »Ich habe es mir anders überlegt. Kommen Sie morgen wieder. Um elf Uhr.«

Zu ihrer Überraschung antwortete er darauf nicht. Er machte auf dem Absatz kehrt und ging zu seinem Pferd zurück.

Als er sich in den Sattel schwang, verzog Richard Leighton das Gesicht zu einer Grimasse. Er stieß seinen Absatz in die Flanke des Pferdes und knurrte schroff: »Ich werde da sein.«

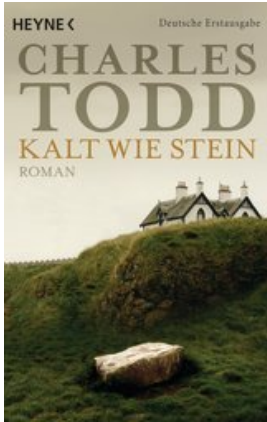
Damit ritt er davon.

Mrs Lane sah hinter ihm drein. »Er hat vor höchstens einer Viertelstunde an die Tür geklopft, Miss. Ich habe ihm gesagt, dass sie keine Besucher empfangen. Aber er wollte das nicht akzeptieren. Ich blieb, weil ich fürchtete, er könnte Schwierigkeiten machen.«

»Ja, das war nett von Ihnen«, erwiderte Francesca geistesabwesend und zog die Tür wieder zu. Ihr Herz hämmerte wild in ihrer Brust. »Sie haben Ihr ganzes Leben im Valley verbracht, Mrs Lane. Haben Sie jemals von der Familie Leighton gehört? Oder von einer vermissten Frau? Oder von jemandem mit diesem Namen, den mein Großvater möglicherweise gekannt hat?«

Die Haushälterin schüttelte den Kopf. »Nein, noch nie. Es ist kein Name aus Devon, sonst hätte ich das gewusst. Was hat er damit gemeint, als er sagte, Ihr Großvater hätte wahrscheinlich seine Mutter umgebracht?«

»Ich bin mir sicher, das ist alles Unsinn«, erwiderte Francesca müde. »Ich will gar nicht darüber nachdenken! Ich



Charles Todd

Kalt wie Stein

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-17302-9

Heyne

Erscheinungstermin: April 2015

Ein mörderisches Familiengeheimnis

Als Francesca Hattons geliebter Großvater auf seinem einsam gelegenen Anwesen stirbt, findet sie in seinem Nachlass einen anonymen Brief, in dem der Verstorbene als Mörder bezeichnet wird. Kurz danach taucht auf dem Landsitz ein Mann auf, der behauptet, Francescas Großvater habe seine Mutter ermordet. Deren Leiche aber wurde bis heute nicht gefunden.